In der Schlinge

Es sieht bizarr und schmerzhaft aus, was dem Tölpel im Gefieder hängt, aber er hat wohl noch Glück gehabt. Wie die Organisation BirdLife International schätzt, kommen jedes Jahr allein in europäischen Gewässern etwa 200 000 Seevögel ums Leben, weil sie sich in Fischernetzen verheddern. Oft wird den Tieren zum Verhängnis, dass sie nach den Ködern tauchen, die an den meist schwer zu erkennenden Nylonschnüren befestigt sind. Die Vogelschützer schlagen nun vor, die Netze mit Flatterbändern besser sichtbar zu machen oder häufiger nachts zu fischen: Dann sind Seevögel weniger aktiv.

Kommentar

Waidmanns Weil

Niedersachsens Wahlkämpfer buhlen um die Gunst der Wolfsgegner.

Wäre Rotkäppchen stimmberechtigt bei der Wahl zum niedersächsischen Landtag, es dürfte in Entscheidungsnot geraten. Denn seinem Erzfeind, dem bösen Wolf, wollen fast alle an den Kragen. CDU und FDP möchten ihn ins Jagdrecht aufnehmen, Ministerpräsident Stephan Weil (SPD) will in Einzelfällen ganze Rudel töten lassen. Das wäre auch für den grünen Umweltminister Stefan Wenzel denkbar, zu dessen Amtsbilanz der Abschuss des „Problemwolfs“ MT6 gehört.

Derlei Wahlversprechen richten sich an Schäfer und Landwirte, die um ihre Tiere bangen, und an Bürger, die sich davor fürchten, beim Waldspaziergang verspeist zu werden. Nachdem vor Kurzem in Griechenland eine britische Touristin von Wölfen zerfleischt worden sein soll (wofür jeglicher Beweis fehlt), fühlen sich die Ängstlichen nun mehr denn je im Recht.

Und doch wird keines der Wahlversprechen die – gefühlte oder reale – Bedrohungslage ändern. Die Aufnahme ins Landesjagdgesetz heißt nicht, dass sich jeder Revierpächter einen Wolfspelz vor den Kamin legen darf. Das verhindert der strikte Schutzstatus des Beutegreifers nach internationalem, europäischem und Bundesrecht. Das Töten von gefährlichen Wölfen wiederum ist jetzt schon möglich, ganz ohne neue Gesetze.

Kein Raubtier, das wissen Artenschützer, kann auf Dauer ohne die Akzeptanz der Bevölkerung überleben. Eine streng reglementierte Wolfsjagd gilt vielen daher als vertrauensbildende Maßnahme. Die allerdings auch nicht immer funktioniert: In der Schweiz werden Wölfe getötet, wenn sie zu viele Nutztiere reißen – am Hass der Hirten auf den Wolf hat das nichts geändert. Und 2015 haben Wissenschaftler nachgewiesen, dass im US-Bundesstaat Wisconsin die legalisierte Jagd auf Wölfe zu mehr Wilderei führte – was auch keiner will.

Einfache Lösungen wird es nicht geben. Es gibt sie nur im Wahlkampf.

Julia Koch

PIERRE GLEIZES/REA / LAIF

Fußnote

„Ich bin schon länger auf der Welt, als ich dachte. Das wird mich am Leben halten, bis ich tot bin.“

Jeffrey Hall, 72, Biologe und einer der drei diesjährigen Gewinner des Nobelpreises für Physiologie und Medizin, beim Witzeln darüber, was er als Rentner mit dem Preisgeld anfangen soll

Medizin

Teurer Schmerz

Wer Angst vor Risiken und Nebenwirkungen hat, sollte den Apotheker am besten nach billigen Medikamenten fragen. Zu diesem Schluss kommt eine Studie der Hamburger Biologin Alexandra Tinnermann und ihrer Kollegen. Die Forscher händigten 49 Probanden eine Creme aus, die angeblich gegen Juckreiz half, in Wahrheit aber ein Placebo war. Außerdem hieß es, der Balsam könne die Schmerzempfindlichkeit steigern. Nun wurde aber einem Teil der Gruppe vorgemacht, dass das Produkt teuer sei; den anderen Teilnehmern nannte man einen günstigeren Preis. Ergebnis: Die Probanden, die sich im Besitz des kostspieligen Medikaments wähnten, entpuppten sich bei einem anschließenden Test als hitzeempfindlicher. Es handelt sich um einen sogenannten Noceboeffekt, bei dem Nebenwirkungen auftreten, für die es keine nachweisbare Ursache gibt. Dass das Wissen um den Preis eines Medikaments den Effekt verstärken kann, führt Tinnermann unter anderem darauf zurück, dass Patienten einer teuren Arznei möglicherweise einen potenteren Wirkstoff unterstellen – und deswegen auch stärkere Nebenwirkungen. Das Studienergebnis könnte, glaubt die Biologin, in Zukunft bei der Analyse der Nebenwirkungen von Chemotherapien eine Rolle spielen, deren hoher Preis in der Öffentlichkeit bekannt ist. gui

Psychologie

„Berechnend und böse“

KOPFUNDKRAGEN

Reinhard Horstkotte, 50, künstlerischer Leiter des Vereins Rote Nasen, über den Effekt der Gruseluftritte von Horrorclowns auf die Arbeit ihrer seriösen Pendants: der Spaß- und Mutmacher in Krankenhäusern. Aggressive Maskenmänner versetzten im vergangenen Herbst Menschen in deutschen Innenstädten in Angst und Schrecken; nun scheint durch den Film „Es“, in dem der böse Clown Pennywise eine Hauptrolle spielt, das Phänomen wiederaufzuleben.

SPIEGEL: Erschweren Ihnen Horrorclowns die Arbeit?
Horstkotte: In erster Linie ärgert uns dieser Mist. Clowns können mal frech und provokant sein, aber niemals berechnend und böse. Glücklicherweise spüren wir bisher aber weder bei der Spendenakquise noch im Klinikalltag Auswirkungen. Die Menschen können also unterscheiden. Wir hoffen, dass das so bleibt, denn unsere Arbeit hat nachweislich einen positiven Effekt, gerade bei der Behandlung von Kindern.
SPIEGEL: Inwiefern?
Horstkotte: Studienergebnisse zeigen unter anderem, dass Klinikclowns bei Kindern den Oxytocinspiegel im Blut erhöhen; der Stoff gilt als Glückshormon. Und Forscher aus Israel kamen zu dem Schluss, dass Clowns, die vor Operationen beim Patienten sind, eine angstlösende Wirkung wie das Beruhigungsmittel Midazolam haben. Deswegen begleiten wir Kinder nun sogar bis an die OP-Tür, wenn Eltern das wollen. Es ist ganz klar, dass das, was wir leisten, Freude und Mut macht.
SPIEGEL: Befürchten Sie, dass sich das ändert?
Horstkotte: Nein. Unsere Mitarbeiter, die meist auch an Theatern engagiert sind und pro Jahr mehr als 35 000 Patienten Lachen und Zuversicht schenken, müssen für diese Aufgabe ein 400-stündiges Training absolvieren. Dabei werden sie psychologisch, aber auch medizinisch geschult. Sie wissen also, wie man mit schwer kranken Kindern oder anderen leidenden Menschen umgehen muss.
SPIEGEL: Wie erklären Sie sich, dass der Clown als Schreckgespenst missbraucht wird?
Horstkotte: Das liegt wohl an dem Reiz, jemanden zum abgrundtief Bösen umzufunktionieren, der eigentlich für Glück und Freude steht. Hinzu kommt, dass sich Clownsmasken grotesk verzerren lassen. Wenn Menschen sich unter Farbe und Perücken verstecken, löst das immer Irritationen aus, manchmal sogar Schaudern.
SPIEGEL: Tun das die Krankenhausclowns denn nicht?
Horstkotte: Nein, wir schminken uns so gut wie gar nicht, wenn wir in die Kliniken gehen. Wir tragen nur eine rote Nase und zerzausen vielleicht unser Haar. Wir wollen nicht maskiert sein, man soll uns erkennen können – gerade in Zeiten, in denen Horrorclowns durch die Städte geistern. gui

BROOKE PALMER / AP

Horrorclown Pennywise im Kinofilm „Es“